

Rezension: Stefan Knauss: Von der Conquista zur Responsibility while Protecting

Waldmüller, Johannes M.

Veröffentlichungsversion / Published Version

Rezension / review

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Waldmüller, J. M. (2017). Rezension: Stefan Knauss: Von der Conquista zur Responsibility while Protecting. [Rezension des Buches *Von der Conquista zur Responsibility while Protecting: die Debatte zur humanitär gerechtfertigten Kriegsführung aus lateinamerikanischer Perspektive*, von S. Knauß]. *PERIPHERIE - Politik, Ökonomie, Kultur*, 37(2), 333-336. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-58045-3>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

genannten Forschungslücken. Es bleibt zu hoffen, dass ihm noch viele weitere post- und dekoloniale Analysen folgen werden, sodass diese Zugänge nicht mehr in einer Randposition innerhalb der Politikwissenschaft verbleiben.

Catharina Wessing

Stefan Knauss: *Von der Conquista zur Responsibility while Protecting*. Frankfurt a.M. u.a.: Peter Lang 2016 (= Treffpunkt Philosophie, Bd. 14), 274 Seiten

In dieser nunmehr als Buch vorliegenden Dissertation geht der Autor auf erfrischend originelle Weise der äußerst zeitgemäßen Frage nach, ob Interventionskriege aus humanitären Gründen gerecht sein können. Angesichts aktueller global-politischer Ereignisse bietet dieser Ansatz wertvolles und vielversprechendes Material, und zwar, weil er sich der Thematik auf transkulturelle Weise annähert und von konkreten *policy*-relevanten Debatten ausgeht. So steht im Zentrum der Überlegungen die von Brasilien im Jahre 2011 angesichts der Libyen-Intervention international vorgeschlagene Verschiebung der UN-Doktrin „responsibility to protect“ hin zu „responsibility while protecting“. Wie es dazu kam und warum gerade eine lateinamerikanische Perspektive für diese Thematik lohnend ist – ausgehend von der Feststellung, dass Lateinamerika als erstes kolonisiert wurde und dadurch in Europa eine bis heute nachwirkende Welle der Reflexion über Alterität einsetzte –, dies zeichnet de Band klar verständlich und gut strukturiert nach.

Als Einstieg in die Frage nach humanitärer Intervention dient dem Autor der Disput von Sevilla (16. Jahrhundert)

zwischen Bartolomé de las Casas und Juan Ginés de Sepúlveda, der in gewisser Weise als Geburtsstunde des philosophisch-rechtlich argumentierten und gerechtfertigten westlichen (humanitären) Interventionismus angesehen werden kann. Auch wenn historisch gesehen dieser Gelehrtenstreit nie entschieden wurde, so ergab sich dennoch nach Ansicht einiger Kommentatoren daraus die bis heute wirkmächtige und damals von Sepúlveda vertretene Ansicht, kulturelle Verschiedenheit als Mangel an Zivilisation zu deuten, welche im Sinne des „Unzivilisierten“ daher Intervention durch „Zivilisierte“ erfordere. Wenn auch nicht grundsätzlich, sondern nur in Form und Ausmaß von de las Casas bestritten, so war sein Einwand dagegen auf langjährige, reale Erfahrung der Ausbeutung in den spanischen Kolonien gestützt. Was also der eurozentrischen, argumentativ-idealistischen Herangehensweise zur Wissensfindung diametral gegenüber gestellt erscheint, ist die lateinamerikanische Empirie der subalternisierten Erfahrung. Der Autor arbeitet demzufolge auch treffend heraus, dass weniger die kulturelle Alterität im eigentlichen Vordergrund stehe, als vielmehr das Intervention legitimierende Argument, die vermeintlich Schutzbedürftigen retten zu müssen, welches bis heute im internationalen Menschenrechtsschutz Widerhall findet.

Der eurozentrische Ansatz steht im Spannungsfeld zu von de las Casas' bekanntem anti-kolonialen Erweckungsmoment in den Kolonien, stilisiert durch das Thema „*ego vox clamantis in deserto* (ich bin die Stimme eines Rufers in der Wüste)“. Mit dieser Anklage (*ego clamo* in der Diktion des

argentinisch-mexikanischen Philosophen Enrique Dussels) der immens inhumanen Ausführung einer Intervention und der damit verbundenen Umkehrung des Verhältnisses zwischen Zivilisiertem und zu Zivilisierendem eröffnet sich der Zugang zu lateinamerikanischer Faktizität, wie es im 20. Jahrhundert die von Enrique Dussel und von Emmanuel Lévinas inspirierte Philosophie fordert. Im Unterschied zur Kontrastierung mit theoretisch-abstrakten, *möglichen* Einwänden, welche er als liberales Erbe der politischen Philosophie seit Sepúlveda identifiziert (174), geht Stefan Knauss mit Dussel der Frage nach, wie Interventionen zu bewerten wären, wenn stattdessen *faktische* Gegenstimmen einbezogen werden. Dies dient ihm somit als Vorgabe, um im weiteren Verlauf nicht-eurozentrische Sichtweisen zu rekonstruieren, also explizit außer-europäische Beiträge unter die Lupe zu nehmen. Da er, im Gegensatz zu Dussel Jahrzehnte zuvor, weder der Figur des „noblen Wilden“ noch dessen angenommener Opferrolle anheimfallen möchte, durchleuchtet er um der Komplexität willen auch kontroverisierte Beiträge, wie jene des liberalen Denkers Fernando Tesón, kritisch. Dieser gebürtige Argentinier, welcher US-hegemonialen Interventionen argumentatives Rüstzeug verpasst hat, steht, wie generell besprochene Autoren in diesem Werk, stellvertretend für eine (relativ) außer-westliche Realität, die fern von klar abgrenzbaren Schwarz-Weiß-Schablonen charakterisierbar ist.

Mit dem Ziel eine dezidiert lateinamerikanische Perspektive auf die Geschichte des westlichen Interventionismus zum Schutze der Menschenrechte zu rekonstruieren und philosophisch zu

analysieren, arbeitet sich der Autor an den Werken des Philosophen und Theologen Enrique Dussel, sowie des US-Soziologen Immanuel Wallerstein ab. Wenn dies auch letztlich nur eingeschränkt gelingt – in den Worten des Autors: „Durch die Einbeziehung einer heuristischen lateinamerikanischen Perspektive ergeben sich *inhaltlich* betrachtet wenig ‘neue’ Argumente pro und contra humanitäre Interventionen.“ (260) – so ist dennoch sicherlich von zentraler Bedeutung, dass „performativ“ (ebd.) gesehen, die faktische Integration der Perspektiven aus ehemaligen Kolonien unabdingbar ist, um die Akzeptanz der Schutzverantwortung weltweit zu erhöhen. Dass diese Schutzverantwortung generell zu übernehmen sei, bleibt im Buch jedoch vorausgesetzt und wird kaum argumentativ begründet.

In seiner Gesamtheit zeichnet sich das Werk durch seine klare Einführungskraft in zentrale Debatten europäischer und lateinamerikanischer politischer Philosophie aus und ist dadurch insbesondere für Studierende und Einsteiger in komplexere historisch-philosophische und juristische Zusammenhänge ausgezeichnet geeignet. Allerdings weist es auch einige konzeptuelle Auslassungen auf, die zwar der Lektüre an sich nicht weiter hinderlich sind, hier jedoch thematisiert werden sollen.

Zunächst ist es dem primär philosophischen Zugang des Autors geschuldet, dass tatsächlich faktische Stimmen Lateinamerikas, konträr zur eigenen Intention, kaum zu Wort kommen. Stattdessen analysiert der Autor hauptsächlich Positionen, die über Lateinamerika und Europa – in stark verallgemeinernden Form – sprechen, und zwar von Denkern, die selbst lange in den USA

oder Europa studiert haben, arbeiten oder leben. Dies ist nicht so sehr ein Problem des prinzipiellen Argumentationsstrangs, führt jedoch dazu, dass das Buch potenziell interessante politische und gesellschaftliche Strömungen innerhalb bestimmter Regionen Lateinamerikas in der Neuzeit großflächig auslässt oder nur sehr oberflächlich thematisiert, z.B. das dekoloniale *border thinking* im Anschluss an Aníbal Quijano, Walter Mignolo, Ramón Grosfoguel, Catherine Walsh usw., die sog. bolivarianischen Revolutionen in einigen Ländern des Kontinents oder die zapatistische Befreiungsbewegung in Chiapas, Mexiko. Es stellt sich also die Frage, inwiefern eine genuin heuristische Perspektive Lateinamerikas auf diese Weise überhaupt tatsächlich erschlossen werden kann.

Eine zweite größere Auslassung betrifft jene legalistisch-philosophischen Debatten der kritischen internationalen Beziehungen, welche sich mit der Schutzverantwortung der Menschenrechte, anlässlich internationaler Interventionen mitsamt ihren nicht-eurozentrischen, post-kolonialen Kritiken seit der *League of Nations* befasst haben (z.B. Baxi 2002; Goodale 2009). Eine in diesem Sinne realpolitische, kontextualisierende Analyse des brasilianischen Vorschlags hätte dem Werk eine stärkere interdisziplinäre Verankerung gegeben und es gleichzeitig vollends in die Aktualität geholt. Mit anderen Worten, was wäre z.B. durch die erstarkende Rolle lateinamerikanischer Geopolitik in Bezug auf internationalen Menschenrechtsschutz tatsächlich zu erwarten?

Drittens vermeidet das Werk jene Grauzonen post-struktureller und hybrider Theoriebildung, welche sich mit Alterität und dem mannigfaltigen

Umgang mit ihr im Kontext von zutiefst kolonialer Modernität befasst. Gemeint sind damit die beinahe täglich anwachsende Flut anthropologischer Analysen hybrider Subjektivitäten, neuer Inkorporationen ausgewählter Globalisierungsdynamiken (z.B. Tsing 2005) und überregionaler sozialer, indigener und ökologischen Bewegungen, welche stets darauf hinweisen, dass Entkolonisierung heutzutage innerhalb der Bewegungen und Subjekte (statt „nur“ im Westen) stattfinden müsse (Cusicanqui 2014), aber oftmals unmöglich gemacht werde oder erscheine. Diese vorgebliche Unmöglichkeit hat allerdings damit zu tun, dass sich durchaus artikulierenden AkteurInnen (z.B. indigenen Frauen, s. Radcliffe 2015) selten Gehör geschenkt wird, da sie, wie fälschlicherweise auch Knauß angimmt, „klassischerweise nicht zu den wissenschaftlichen und politischen Akteuren bei der Gestaltung der Debatte humanitärer Intervention gehören“ (260). Es ist allerdings zu fragen, ob dies daran liegt, dass sich die AkteurInnen nicht ausreichend artikulieren, oder an realen Machtkonstellationen, auch in der Wissenschaft, durch die diese Stimmen, wenn überhaupt, weiterhin nur auf vermittelte Art Gehör finden.

Demzufolge stellt die Publikation zwar eine ordentliche Einführung in die komplizierte und jahrhundertalte Debatte rund um internationale Intervention und (vorgeblichen) Schutz dar, und bietet dabei auch nicht-spanischsprachigen Lesern einen gelungenen Einblick in fundamentales lateinamerikanisches Denken (Befreiungstheologie, Dussels Philosophie der Transmodernität, usw.) des 20. Jahrhunderts zwischen Interventionsrechtfertigung

und „Souveränitätsreflex“ (259). Allerdings bleibt der Autor uns LeserInnen schuldig, aus welchen methodischen Gründen er bestimmte AutorInnen und Quellen ausgewählt und andere beiseitegelassen hat. Dennoch stellt das Bemühen gerade in der Philosophie, aus überkommenen Wissenswelten im Rahmen der mächtigen „Kolonialität des Wissens“ herauszutreten, trotz dieser Kritik einen überaus löblichen und sehr hilfreichen Ansatz dar. Dies weist in eine vielversprechende Richtung, in welcher sich zahlreiche neue Aufgaben eröffnen – jedoch wird verstärkte *Approximation* (im Sinne Dussels) und kritisches Hinterfragen der vermeintlichen Alterität des Anderen dafür notwendig sein, um den Anspruch eines Beitrags zur Debatte der globalen Gerechtigkeit tatsächlich auch methodisch zu erfüllen.

Johannes M. Waldmüller

Literatur

- Baxi, Upendra (2002): *The Future of Human Rights*. Oxford.
- Cusicanqui, Silvia (2014): *Mito y desarrollo en Bolivia. El giro colonial del gobierno del MAS*. La Paz.
- Goodale, Mark (2009): „Toward a Critical Anthropology of Human Rights“. In: Goodale, Mark (Hg.): *Human Rights. An Anthropological Reader*. Malden, MA, & Oxford, S. 372-395.
- Radcliffe, Sarah A. (2015): *Dilemmas of Difference. Indigenous Women and the Limits of Postcolonial Development Policy*. Durham, US-NC.
- Tsing, Anna Lowenhaupt (2005): *Friction. An Ethnography of Global Connection*. Princeton, US-NJ.

Reinhart Köbler: *Namibia and Germany. Negotiating the Past*. Münster: Westfälisches Dampfboot 2015, 378 Seiten

Nach langem Ringen hat das Auswärtige Amt im Juli 2015 den zwischen 1904 und 1908 begangenen Völkermord an den Herero und an den Nama in Namibia endlich als solchen benannt. Seitdem laufen die Verhandlungen zwischen Namibia und Deutschland über den Umgang mit der Vergangenheit und eine mögliche Wiedergutmachung. Durch diesen politischen Prozess ist das Thema der deutschen Kolonialvergangenheit stärker in die mediale Öffentlichkeit gerückt. In den bisherigen Diskussionen um die Aufarbeitung der deutsch-namibischen Vergangenheit leistet das vorliegende Buch einen wichtigen Beitrag zum Verständnis der deutschen und der namibischen Geschichtsschreibung. Es ist keine rein historische Abhandlung, sondern bietet eindrückliche soziologische und ethnographische Analysen. Zwar bereits 2015 erschienen, ist es dennoch hochaktuell. Denn Reinhart Köbler stellt nicht nur das Verhältnis zwischen Deutschland und Namibia dar, sondern untersucht auch das schwierige Verhältnis der Herero und der Nama zur namibischen Regierung. Diese Analysen vermögen aktuelle Entwicklungen zu erklären, beispielsweise den bedauernswerten Ausschluss der beiden Volksgruppen aus dem Verhandlungsprozess.

Der erste und ausführlichste Teil, der insgesamt fast 150 Seiten umfasst und sich in sechs Kapitel gliedert, beschreibt die durch die Kolonialerfahrung verflochtene Geschichte beider Länder. Köbler stellt die unterschiedlichen Diskurse und Kontroversen in der